

der Branche, beschäftigt in dem neuen Küsten-Erwerbszweig elf Kutter und 50 Mann seefahrendes Personal.

Letztes Jahr nahmen Kutterkapitäne und -reeder bereits über 100 000 vornehmlich aus dem Binnenland angereiste Angler an Bord. Dieses Jahr sind etwa Wochenendfahrten, zu denen Kundschaft beispielsweise aus Berlin und München, Frankfurt und Hannover per Bus herangekarrt wird, schon auf Monate hinaus ausgebucht, und auch wochentags raten Schiffer ihren Passagieren, eine Stunde vor Ablegen am Kai zu sein, um sich einen Angelplatz an der Reeling zu sichern.

Das neue Geschäft mit dem Ostsee-Dorsch blüht, seit es die Deutschen bei wachsender Freizeit zunehmend nicht nur mit Paddel-, Segel- und Motorboot auf Deutschlands Flüsse und Seen zog, sondern mit Rute und Kescher auch an deren Gestade. Laut Arthur Barth, 56, Hauptgeschäftsführer des Verbandes Deutscher Sportfischer (VDSF), „sind die Angler in der Bundesrepublik innerhalb fünf Jahren um fast ein Drittel zahlreicher geworden“, und gut 400 000 Bundesbürger besitzen derzeit bereits einen Angelschein.

Wie auf Seen und Flüssen herrscht mittlerweile an den Ufern Gedränge: Viele westdeutsche Angelvereine — die einen großen Teil der befischbaren deutschen Binnengewässer in Pacht und Pflege haben — verhängten Aufnahmeperrre. Auf der Warteliste des 500 Mann starken Vereins „Gut Fang Bielefeld“ beispielsweise stehen zur Zeit die Namen von 75 Aspiranten, die auf Zulassung zum Angeln in fünf Flußkilometer vereinsgepachteter Ems und vier vereinseigenen Teichen hoffen.

Die trotz Booms vergleichsweise menschenleere hohe See verheißt aber auch noch spezielles Anglerglück. „Angler“, so Hans Mallon, Präsident des Landessportfischerverbandes Schleswig-Holstein, „möchten auch mal große Fische haben“ — ein Wunsch, der an Binnengewässern, wo zu viele Fische klein und mickrig bleiben, nur selten in Erfüllung geht.

Freilich braucht ein Hochseeangler besonders hochwertiges Gerät, um — wie es trainierte Dorsch-Jäger tun — acht Stunden lang den Pilker (ein glänzendes Metallstück, das dem Dorsch einen Beutefisch vortäuschen soll) auszuwerfen, durch Hochziehen der Rute am Grund zu bewegen, wieder einzuholen und erneut auszuwerfen, beispielsweise eine Hohlglasrute mit einer „Mitchell 316“-Rolle, die unter Fachleuten als „der Mercedes unter dem Angelgerät“ (Kutterkapitän Hans Parschauer) gilt und 180 Mark kostet.

Rund 15 Kilo Fisch, die ein versierter Dorsch-Angler mit einem guten Gerät in einer Acht-Stunden-Schicht zusammenpilken kann, bleiben zumeist nicht die einzige Beute — dank bundesdeutscher Zollbestimmungen, die auf hoher

See zollfreien Bord-Einkauf (eine Stange Zigaretten elf statt 22 Mark, eine Flasche Gordon's Gin zehn statt 17 Mark) gestatten.

Mit Unbehagen erwarten nun Reeder wie Angler neue EWG-Bestimmungen, nach denen die bisherige „große Transitration“ (Zoll-Terminus) möglicherweise gestrichen wird. Angesichts dann entfallenden Schnaps- und Zigaretten-Umsatzes mit Handelsspannen bis zu 100 Prozent müßten die Fahrpreise — zehn Mark pro Tagestour — erhöht werden.

Gleichwohl, rechte Angler sind bereit, sich das Männer-Paradies etwas kosten zu lassen. So wie Oberlokomotivführer Josef Czorny, 38, aus Lindau, der vorletzte Woche für nur zwei Acht-Stunden-Angeltörns 1000 Kilometer vom Bodensee zur Ostsee reiste: „Dorsch ist eben halt Dorsch.“

STRUMPFINDUSTRIE

Kampf um Damenbeine

Die deutschen Feinstrumpffabrikanten sind erneut in Schwierigkeiten geraten. Massenimporte und Überkapazitäten drücken die Preise und zwingen zu Kurzarbeit und Werkschließungen.

Hallo Nachbarn! Willkommen im Strumpfmart. Ihr werdet es nicht leicht haben“, inserierte vor mehr als drei Jahren Feinmaschenkönig Fritz-Karl Schulte in einschlägigen Fachblättern. Die kollegiale Begrüßung galt



Strumpf-Angebot im Handel
Hosen als Verkaufsbremse

Günther Spiesshofer und Dr. Herbert Braun, den Bossen des Miederwarenkonzerns „Triumph International“ („Triumph krönt die Figur“).

Aus Ärger darüber, daß Strumpfhosen ihre Miederwaren zum Teil überflüssig machten, entschlossen sich damals die Triumph-Herren, ebenfalls unter die Maschenstricker zu gehen. Von Schulte pachteten sie das hessische Werk Allendorf und begannen, Strumpfhosen der Marke „Driana“ zu produzieren.

Um der Konkurrenz möglichst viele Kunden abzugeben, offerierte der Branchenneuling seine Beinbekleidung im Fachhandel zum Kampfpreis von 1,98 Mark pro Paar — rund eine Mark billiger als die Produkte anderer Hersteller. Der neue Geschäftszweig erschien den Münchner Miedermachern so zukunftssträftig, daß sie ein Jahr später den Pachtvertrag lösten und die Saarländische Strumpffabrik Steinberg in St. Wendel kauften. Sehr bald stellte sich jedoch heraus, daß die Figurenformer mit ihrer neuen Masche wenig Erfolg hatten. Zwar ließ die Konzernverwaltung noch 1969 verlauten, das Geschäft mit Strumpfhosen mache „viel Freude“, tatsächlich aber kamen sie aus den roten Zahlen nicht heraus.

In den beiden letzten Jahren konnte Triumph beim Strumpfsortiment nicht einmal den Umsatz halten: Der Verkaufserlös ging von 54 Millionen Mark im Jahre 1970 auf 30 Millionen Mark 1971 zurück. Als sich die Umsatzmisere auch in diesem Jahr fortsetzte, war dem Management die Lust am Damenbein vollends vergangen: Die Strumpffabrik in St. Wendel wird zum Jahresende geschlossen.

Die Kapitulation von Triumph signalisiert die Schwierigkeiten der Branche: Umsatzstagnation, Preiseinbrüche, zu geringe Kapazitätsauslastungen. Laut Statistik ging der Absatz von Damenstrümpfen und Feinstrumpfhosen von 542 Millionen Paar (1970) auf 527 Millionen (1971) zurück. Gleichzeitig sanken die Preise. Während 1970 für eine Strumpfhose im Laden noch 3,14 Mark erlöst werden konnten, waren es im letzten Jahr nur noch 2,87 Mark. Im ersten Quartal dieses Jahres rutschte der Durchschnittspreis nochmals um 22 Pfennig.

Branchenexperten halten eine Umsatzsteigerung auch in nächster Zeit für ausgeschlossen. Begründung: Mit einem jährlichen Pro-Kopf-Verbrauch von 28 Paar Strümpfen und Strumpfhosen liegt die Bundesrepublik weit vor anderen Ländern mit vergleichbarem Lebensstandard. Auch die neue Hosemode erweist sich als Verkaufsbremse. Denn unter den wärmenden Beinbekleidern tragen Deutschlands Frauen oft Söckchen, Kniestrümpfe oder auch alte und löchrige Strumpfhosen.

Sorgen bereitet den deutschen Herstellern zudem „eine Importschwemme

bisher unbekanntes Ausmaßes“ (Fachzeitschrift „Textilwirtschaft“). So stieg der Anteil ausländischer Feinstrumpfhosen im vergangenen Jahr von 14 auf 30 Prozent und erreichte ein Volumen von rund 110 Millionen Mark.

Als besonders gefährliche Konkurrenten erwiesen sich die Italiener, die allein einen Importanteil von 54 Prozent ergattern konnten. Unterstützt mit hohen Subventionsgeschenken ihrer Regierung, unterliefen sie die Preise deutscher Fabrikanten. Ergebnis: Importstrumpfhosen kosteten im ersten Quartal dieses Jahres im Handel durchschnittlich 79 Pfennig.

Leidtragende dieser Entwicklung waren in erster Linie die Arbeitnehmer in den Strumpffabriken. So drosselte Schulte & Dieckhoff (Marktanteil: 35 Prozent) seine Tagesproduktion allein im ersten Halbjahr 1972 um über 20 Prozent und verordnete 5000 Strumpfwirkern wochenlange Kurzarbeit.

Zwangspausen mußte auch ein Teil der 3000 Arbeiter der Hudson-Arwa-Gruppe (Marktanteil: 10,5 Prozent) einlegen. Und die Ergee-Feinstrumpfwirke (Marktanteil: zwei Prozent) ersetzten abwandernde Arbeiter nicht mehr und verminderten ihre Belegschaft um 400 Mitarbeiter.

Branchenriese Schulte sieht für deutsche Fabrikanten jetzt nur noch eine Überlebenschance durch einen Gegenangriff mit billiger Markenware. Der Strumpfwirker aus Horstmar kreierte deshalb die neue Strumpfhosenmarke „Lady Star“, die er in Lebensmittelläden zum Preis von 99 Pfennig anbietet.

Ein anderes Rezept zur Belebung des Geschäfts ließ sich der Schongauer Strumpfunternehmer Fred Vatter (Marke: „Bellinda“) einfallen. Nachdem seine Marktforscher in der Bundesrepublik acht Millionen „dicke Frauen“ geortet hatten, denen die bis jetzt handelsübliche Ware nicht paßte, erfand er die sogenannte 3 D-Strumpfhose.

In der Werbung wird die „Welt-Neuheit“ jetzt allen Damen empfohlen, die eine „starke Figur, kräftige Oberschenkel, starke Hüften oder einen vollen Po“ haben.

HOMOSEXUALITÄT

Unter Null bringen

Mancher, der den Homosexuellen helfen will, schadet ihnen. Diese These stand im Mittelpunkt des deutschen Sexologen-Kongresses.

Mit Lichtbildern und Stromstößen versuchen neuerdings einige Ärzte, eine Krankheit zu heilen, die nach Ansicht anderer Ärzte gar keine Krankheit ist: die Homosexualität.

Gezeigt werden, wenn diese Therapie angewendet wird. Photos attraktiver Männer, gemessen wird die Reaktion

der homosexuellen Betrachter. Steigt sie über das von dem Mediziner angegebene Maß, wird ihr durch Elektroschock ein Ende gesetzt. Das wird bei jeder Sitzung mehrere Male wiederholt. 30 bis 40 Sitzungen sind üblich.

Einem jüngst veröffentlichten Bericht zufolge wurden in einer amerikanischen Klinik 14 von 43 Homosexuellen auf diese Weise kuriert: Ihre gleichgeschlechtlichen Aktivitäten wurden, so der Fachausdruck, „unter Null gebracht“.

Ärzte, die mit dieser Methode arbeiten, geben als ihr Ziel an, „Homosexuelle zu reorientieren“. Der deutsche Sexologe Martin Dannecker, 29, aber hält sie für „Folterknechte des 20. Jahrhunderts“. Er warnte vor ihnen in einem Referat auf der Wissenschaftlichen Tagung, die kürzlich die Deutsche Gesell-



Sexologe Dannecker

Vor Folterknechten wird gewarnt

schaft für Sexuallforschung in Hamburg abhielt.

Dannecker und der frühere SDS-Ideologe Reimut Reiche gelten als die besten deutschen Kenner des Problems der Homosexualität. Sie arbeiten seit vier Jahren an einer einschlägigen empirischen Untersuchung, die umfassender ist als vorangegangene und die im nächsten Jahr veröffentlicht wird. Aus seiner eigenen gleichgeschlechtlichen Veranlagung macht Dannecker keinen Hehl. Er befürchtet nicht nur, daß die einstweilen lediglich in den USA praktizierte Elektroschock-Methode auch in der Bundesrepublik angewendet wird. Der Sexologe ist sogar der Ansicht, daß sich einige deutsche Mediziner in ihrer Grundeinstellung von amerikanischen Elektroschock-Therapeuten schon heute kaum noch unterscheiden.

Auf dem Sexual-Kongreß in Hamburg verwies er auf einen Münchner Psychologen, der seine homosexuellen Patienten zwar nicht unter Strom setzt, aber ebenfalls mit Schocks arbeite. Er führe Dias vor und zeige jedes Männer-

Bild zweimal: zunächst attraktiv, dann abstoßend, beispielsweise mit Aussatz bedeckt. Ersetze man aber nur elektrischen Strom durch Ekel, so wird laut Dannecker lediglich „an der Humanisierung der Inhumanität gearbeitet“.

Das Argument, jeder Patient unterziehe sich freiwillig einer solchen Behandlung, beeindruckt den Frankfurter Sexologen nicht; denn: „Der freie Wille des Homosexuellen ist ein Mythos.“

Dannecker ist davon überzeugt, daß der soziale Druck auf die Homosexuellen deren eigene freie Entscheidung erschwert oder sogar verhindert. Und er glaubt, daß nicht nur die Schocktherapeuten, sondern auch viele Psychoanalytiker und viele Liberale noch immer eine falsche Einstellung zu den Homosexuellen haben. Mancher, der ihnen helfen wolle, schade ihnen.

Viele Psychoanalytiker gingen — so Dannecker — davon aus, daß Homosexualität „in jedem Falle eine Krankheit“ sei. Sie beriefen sich aber auf empirische Befunde, die immer nur an neurotischen und psychotischen Patienten gesammelt wurden. Deren Leiden stets auf die gleichgeschlechtliche Veranlagung zurückführe, begehe dann folgerichtig auch einen zweiten Denkfehler: daß die Heilung immer nur darin bestehen könne. Homosexuelle zu Heterosexuellen zu machen.

Liberale wie etwa der Gießener Sexologe Tobias Brocher (den der Sozialist Dannecker auf dem Kongreß als einzigen mit Namen nannte) bejahten zwar mehr Toleranz gegenüber Homosexuellen. Zugleich aber werde das alte Tabu insofern nicht angetastet, als Homosexualität auch von ihnen nur als Abweichung vom Normalen verstanden und hingenommen werde. Dannecker wirft Brocher in diesem Zusammenhang eine „infantile Ätch-Haltung“ des Inhalts vor: „Ich hab' etwas, was du nicht hast.“

Brocher hält es für denkbar und für wünschenswert, daß „Homosexuelle in einer konstanten Partnerschaft durchaus so unauffällig innerhalb der Sozietät leben, daß sie weder die Gesellschaft stören noch sozial relevante Rechtsgüter bedrohen“. Das aber hält Dannecker für unzureichend und für falsch. Wer so denke, erwarte von den Homosexuellen, „daß sie sich weiterhin passiv verhalten, sich das jeweilige Maß an Duldung vorschreiben lassen, dem sie sich dann mehr oder weniger geschickt anpassen“.

Dannecker hat schon die Konsequenzen gezogen. Seit es neuerdings in deutschen Großstädten des öfteren zu Demonstrationen von linken Homosexuellen gekommen ist, reist er umher und greift in diesen Straßen-Kampf als Agitator und Organisator ein.

Als er zusammen mit einigen hundert anderen durch Münster marschierte, war eine der Losungen: „Schwulsein macht Spaß.“